die Situation, die durch die Konstitution des Bundes entstanden ist, zu thematisieren. Was heißt das konkret: Wir sind „Kirche in der DDR“? Ich will kurz sagen, diese beiden Papiere sind sehr kritisch. Das dürfte dann auch der Grund sein, was ich nicht gutheißen kann, daß sie nie veröffentlicht worden sind. Die Formel war so etwas wie ein Plakat nach außen, und wir haben nun außerdem noch die Papiere, in denen das steht, was mehrheitlich – jedenfalls in diesem Ausschuß – zum Thema gedacht worden ist, auf dem Tisch liegen und haben mit dem Problem zu tun, daß offenbar die Kirche nicht stark genug war, das wieder zusammenzubringen.

Noch ein Detail zu dem Status dieses Papiers. Mir ist erzählt worden, man habe es dann der Synode des Bundes vorgelegt, habe aber große Angst gehabt, daß die anwesenden Staatsvertreter es in die Hand bekämen, weshalb jeder Synodale es in einem geschlossenen Umschlag auf den Tisch gelegt bekommen habe. Es ist den Synodalen bekannt gemacht worden, aber man hat nicht einmal den Mut gehabt zu einer nicht dirigierten innerkirchlichen Öffentlichkeit. Obwohl, wenn das Papier eine größere Verbreitung gefunden hätte, wir sehr viel mehr von den Klärungsprozessen hätten durchlaufen können, die nötig gewesen sind und die, das muß ich nun auch noch sagen, in bestimmten Räumen der evangelischen Kirche auch immer betrieben worden sind, namentlich an den Kirchlichen Hochschulen, auch an den Evangelischen Akademien zum Teil. Der langen Rede kurzer Sinn: Wir haben mit dieser Formel einen Preis der Unklarheit geliefert, den wir lieber nicht hätten zahlen sollen. Ich habe immer die Meinung vertreten, mit „Kirche in der DDR“ wären wir viel besser gefahren. Aber die Behauptung, daß dieser Name nun für das stehen könne, was in der Kirche mehrheitlich gedacht und gesagt worden ist, diese Behauptung, die dann manchmal, wenn es auf Schlagzeilenniveau kommt, in die Welt gesetzt wird, der kann man getrost widersprechen. Dazu sind nun diese beiden Dokumente auch ganz hilfreich.

Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer: Bruder Krusche, Sie gehörten zu den Architekten oder zumindest zu denjenigen, die bei der Gründung des Bundes mit dabeigewesen sind. Sie galten und gelten bei vielen unter uns als ein sehr integerer Mann, der die Klarheit in der Sprache gewählt hat, und Sie haben in diesem schon von mir vorher erwähnten Vortrag 1991 den Satz gesagt: „Kirche im Sozialismus war ein Weg, der erst im Gehen zum Weg geworden ist.“ Das heißt, zu Beginn dieses Weges und zu Beginn des Begriffes ist offensichtlich Ihnen und anderen der Weg, den Sie zu gehen hatten, noch nicht deutlich genug gewesen. Ob Sie uns ein bißchen von diesen Erfahrungen, die Sie gemacht haben, erzählen?

Bischof i.R. Dr. Werner Krusche: Ich kann kein Heldenepos erzählen. Ich würde vielleicht unter die Anpasser gezählt. Ich gestehe, ich hatte einige Mühe, heute bei manchem zuzuhören, aber nun habe ich bis zum Schluß warten müssen. Es war eine ziemliche Strapaze für mich. Der Weg im Sozialismus

war natürlich längst zu gehen, ehe es die Formel gab. Das möchte ich erst einmal sagen. Wir waren „Kirche im Sozialismus“ nicht erst, seit es die Formel gegeben hat, sondern wir waren „Kirche im Sozialismus“ selbstverständlich seit Gründung der DDR. Natürlich hatten sich schon Wegerfahrungen gezeigt, die man gemacht hat. Ich gehöre ja zu den seltenen Exemplaren, die aus der Bundesrepublik 1954 in die DDR eingewandert sind. Ich war Assistent an der Universität in Heidelberg und bin hier hinübergegangen mit Frau und einem eineinhalb Jahre alten Kind, nicht, weil die DDR so schön war, sondern weil der Bischof rief, und damals hörte man noch auf Bischöfe. (Heiterkeit)

Ich kam nach Dresden, weil ich mir sagte: Ein Pfarrer, der das Wort Jesu zu verkündigen hat: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit“, kann nicht am ehesten danach trachten, wo es ihm am besten geht. Wir sind in die DDR gegangen. Damals gab es noch keine Ostzuschläge. (Heiterkeit) Und keine Prämienzusagen für die Karriere, sondern wir mußten unseren Umzug selbst bezahlen. Das muß ich sagen: ich bin als ausgesprochener Antikommunist in die DDR gegangen. Ich hatte das Bild der DDR, wie es hier in der Bundesrepublik, in der Presse usw. da war, und ging trotz dieses Bildes hinüber. Das war eine Entscheidung aus Glaubensgehorsam. Die entscheidenste Entscheidung meines Lebens. Es wäre sonst das Leben sehr anders gegangen. Die erste Erfahrung auf diesem Weg in Dresden war 1954 die Einführung der Jugendweihe. Ich weiß noch, wie Bischof Noth alle 1.200 sächsischen Pfarrer nach Dresden einlud und fragte, ob wir das wollten: Entweder – oder. Entweder Jugendweihe oder Konfirmation. Und sie haben alle gesagt: Jawohl, entweder – oder. Nur einer, ein Halbjude, rief in die Kirche, ich höre es heute noch: „Seid barmherzig.“ Er wußte, was da folgen würde. Ich bin dann noch vier Jahre in Dresden Pfarrer gewesen und habe den Kampf miterlebt. Die Erfahrung, daß zwar ein kleiner Teil sehr tapfer geblieben ist und dieses Entweder-Oder angenommen hat, daß aber im Verlauf von fünf Jahren die Konfirmation kaputt war und 90 oder 95 Prozent aller Schulabgänger dann an der Jugendweihe teilnahmen, war eine so schockierende Erfahrung, die sich für meine Generation in einer so lähmenden Weise ausgewirkt hat. Wir waren der Meinung: hier hat die Kirche einmal gestanden. Hier hat sie vor das Entweder-Oder gestellt, und die Gemeinden haben sie im Stich gelassen, sie sind nicht gefolgt. Wir standen als die Blamierten da. Wir mußten einen Schritt um den anderen zurückgehen. Ich weiß noch, wie manche unserer Pfarrer damals von denen, die dann zur Konfirmation gehen wollten, nachdem sie jugendgeweiht worden waren, verlangten, daß sie die Urkunde öffentlich verbrannten. Das hat es gegeben. Dann mußten wir Schritt um Schritt zurückgehen, so daß immer, jedenfalls dann, als ich in der Leitung der Kirchen war, die Frage kam: Können wir das eigentlich den Gemeinden zumuten? Gehen sie mit oder nicht? Sie haben uns spürbar im Stich gelassen. Von daher hat jedenfalls für die Entscheidung in